

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Neben dem Hauptmann, dem Obersteiger Hannschmidt, stand der Werkdirektor. Aufstrebend traf jetzt auch ihn der Dankstrahl aus den Augen des fanatischen Eiferers. Doch er stieß auf einen eisestarken Glanz in Bertschs Blick.

„Wollt ihr das ruhig hinnehmen?“

Schneidend klang dessen Stimme Hannschmidt ans Ohr. Finster starrte der Notbart vor sich hin. Die Stirnader geschwollen. Aber sein Auge streifte den Priesterrock drüben. Ungewiß — unerschütterlich.

„Fort mit der Fahne! Auf meine Verantwortung!“

Da zuckte es in dem verwitterten Gesicht Hannschmidts auf.

„Fahne abbringen — lehrt, marisch!“

Halblaut, aber scharf kam das Kommando, eine stramme Wendung, und die Abordnung der Grünen Gilde ging lautlos vom Plaze. Ihr nach die zwölf unterm Gewehr und alles, was sonst noch die Schützenuniform trug. Als letzter folgte Bertsch. Langsam und ruhig.

Burgmann eiferte weiter, mit wild aufbrausendem Grimm. Aber der Eindruck seines Strafgerichts war hin. Statt der Bernknirschung in jeder Brust vielfach nur stumme Schadensfreude. Der andere war der Sieger geblieben. Wieder einmal. Und selbst hier auf seinem eigensten Boden. Da schüttelte der Alte im Talar die geballten Fäuste in zitterndem Zorn. Warum geschah ihm das, der doch nur den Willen des da droben erfüllen wollte, mit heißem, inbrünstigem Herzen? Wo blieb der Gott, dem er diente, mit seinem rächenden Strahl? Sollten auch seine Altäre noch stürzen, wie alles, was einstmal hoch und heilig war hier in diesem Lande?

*

Eberhard von Selbachs Urlaub, den er auf Anraten seines Oheims auf drei Monate hatte verlängern lassen, ging seinem Ende entgegen. Noch ein paar Tage, dann mußte er wieder bei seinem Regiment sein, in der ostpreussischen Garnison. Wenn er es nicht vorzog, auf die Vorschläge einzugehen, die der Onkel ihm gemacht hatte.

Es war Abend. Die beiden Männer saßen allein in der großen Halle des Adligen Hauses. Auf dem Altan, dem erhöhten, balkonähnlichen Sitz, der auf zwei schweren, wuchtig gewundenen Holzsäulen ruhte und zu dem eine Treppe mit altersdunkeln Barockgeländer vom Fußboden heraufführte. Es war Henner von Grund's Lieblingsplatz. Hier, auf diesem erhöhten Herrschaftssitz, hatten seit Jahrhunderten von jeher die Herren vom Adligen Hause gesessen mit ihren Familienangehörigen, während drunten am langen Tisch vorn Kamin beim Licht der Dienfackeln

das Gesinde versammelt war, bei Spinnrad und Manneshandarbeit.

Wie ein Hauch jener vergangenen Zeiten hing es noch heute hier in der Halle mit ihren geheimnisvollen Schatten in den tiefen Winkeln hinter allerlei seltsamen Mauervorsprüngen. Ein weiches Halbdunkel umhüllte alle Gegenstände. Nur aus dem mächtigen Kamin, wo armdicke Buchenscheite brannten, kam ein roter Lichtschein. Aber seine Kraft verlor sich bald in dem weiten Raum. Bergens mühte er sich, die Wände emporzudringen, deren ursprünglich weißer Kalkwurf vom Rauch der Jahrhunderte einen wunderbar warmen Ton bekommen hatte. Ein Braun, das sich durch alle Abstrufungen bis zum tiefsten Schwarz wandelte, wie es hoch droben an den ungeheuren Dedeballen sichtbar war mit einem ölen Rufglanz. Ungewiß dämmerten dort am Gebälk auch abenteuerliche Formen auf — riesige Speckseiten und Schinken, deren Räucherduft sich mit dem Geruch der brennenden Holzschelte mischte und ein eigenes Behagen verbreitete. Den Hauch eines kernhaft deutschen Hauswesens von uralter Bodenständigkeit.

Henner von Grund saß in dem hochgeschmützten Armstessel und rauchte schweigend vor sich hin. Wie die mächtige Gestalt des Herrn vom Adligen Hause so in sich gesunken, ein wenig nach vorn geneigt, schwer auf den aufgestützten Ellenbogen ruhte, war etwas Mädes an ihm. Seitdem ihn damals die Hand der Vernichtung warnend gestreift, nagte es leise an seiner Lebenskraft. Wie eine seiner Eichen draußen im Walde war er: noch gewaltig anzusehen, aber morsch im Mark.

So saß er still, tief in seine Gedanken verloren, die das Gespräch eben mit dem Neffen wachgerufen hatte. Doch jetzt wandte er diesem das Haupt zu.

„Nun — was denkst du also zu tun?“

Eberhard von Selbach sah nachdenklich zu dem Kamin drunten, wo die Holzschelte gerade laut aufknisterten und zudende rote Lichter über die ausgetretenen Riefen des Fußbodens rinnen ließen. Dann richtete er sich in seinem Sitz etwas auf.

„Ja, Onkel — ich wäre ja soweit entschlossen.“

„Aber?“

„Ehe! Sie kommt doch für die Entscheidung auch in Frage, als dereinstige Nierbin — wenn wir diese Dinge wirklich einmal berühren wollen.“

„Ich bin doch kein altes Weib!“

„Nun gut. Also, wer weiß, ob sie damit einverstanden ist, daß ich mich hierhersehe und die Verwaltung der Gutsgeschäfte in die Hand nehme?“

„Was sollte sie dagegen haben? Sie kann doch nur froh sein, wenn ein Mann da ist für diese Dinge.“

„Ich weiß doch nicht — so über sie hinweg möchte ich mich keinesfalls entscheiden.“

Wieder ein Schweigen. Henner von Grund tat ein paar Züge aus seiner Zigarre, dann sah er zu dem Neffen hinüber.

„Eberhard.“

„Ja, Onkel?“

„Wir wollen einmal offen miteinander reden. Natürlich — das versteht sich von selbst — als Cousin und Cousine könnt ihr hier nicht einträchtiglich beieinander hausen, wenn ich einmal nicht mehr da bin. Aber — warum sollt ihr euch nicht heiraten?“

„Heiraten?“

„Gewiß.“ — eine dicke Rauchwolke puffte aus Henners Mund — „eine verdamnte Sache. Bin ja auch mit einem großen Bogen drum rumgegangen. Die Frauenzimmer — da trau' der Teufel! Aber mit der Ete ist das doch ein ander Ding. Die hab' ich in die Finger gefriert; noch beizeiten, von klein auf. Meine Dressur. Na, und ich denke, es ist glücklich. Ich hab sie wie einen Mann aufgezogen. Sie hält nichts von all dem Weiberfieselsanz — ich denke, mit ihr kann's ein ehrlicher Kerl schon wagen.“

Eberhard von Selbach antwortete nicht gleich. Es war ihm peinlich, so über diese Angelegenheit zu verhandeln, als wär's ein Geschäft.

„Na — du schweigst dich aus?“

„Versieh mich nicht falsch, Onkel. Ich habe vor Ete eine unbegrenzte Hochachtung. Nur — hat sie doch dabei die Entscheidung.“

„Weshalb sollte sie deinen Antrag ablehnen? Um so mehr, wo sie sich sagen muß, daß es mein Wunsch ist, daß ich unsern Familienbesitz ungeteilt erhalten möchte. Da ist doch also eine Ehe zwischen euch beiden geradezu die gegebene Lösung.“

„Das freilich, nur —“

„Ach was! Nur nicht so zimperlich. Damit kommt man nicht weit bei den Weibern. Wer frisch zapackt, der bekommt. Also red' mit ihr! Am besten noch heute!“

Und Henner von Grund erhob sich.

„Wie denn? Du willst doch nicht etwa —?“

„Jawohl, ich schicke dir Ete. Auf der Stelle.“

„Onkel!“

Und Eberhard erhob sich bestürzt.

„Was soll das lange Hin und Her? Bringt die Sache in Ordnung miteinander, wie zwei vernünftige Menschen.“

Und Henner von Grund wollte zur Tür.

„Bitte — bloß eins noch!“

„Nun?“

„Onkel, ich habe so ein Gefühl, daß Ete vielleicht schon anders gewählt haben könnte. Ich möchte mich dem nicht aussetzen, daß —“

„Ach so, du meinst mit dem Bertsch!“

Ein leises Nicken.

„Ist nichts zu befürchten. Nein, nein — verlaß dich darauf! Es hat da allerdings mal etwas gespielt. Aber es ist vorbei. Ich habe Ete neulich selber gefragt; wollte doch klar sehen, ehe ich mit dir sprach. Und sie hat mir's versichert, auf Ehre und Gewissen: es ist nichts mehr zwischen ihr und dem Bertsch.“

„Ja, dann freilich —“

Eberhard von Selbach atmete freier auf und der Dheim ging.

Ein paar Minuten später trat Ete ein. Eberhard kam ihr entgegen, vom Altan heruntergeschritten.

„Der Onkel hat mir gesagt, daß du mich gern sprechen wolltest.“

Ernst und ruhig sah sie zu dem Vetter hin. Der nickte, aber schwieg. Etwas nervös knöpfte seine langen, schmalen Hände die unteren Knöpfe der Litenwa zu. Schlaun und straff stand er so vor ihr, wie in dienstlicher Haltung vor einem Vorgesetzten. Doch nun richtete er den Blick entschlossen auf sie.

„Du weißt, worum es sich handelt, du ahnst es.“

„Ich glaube wohl.“

„Und — wie denkst du darüber?“

Sie erwiderte nicht gleich. Dann aber fragte sie, immer mit dem gleichen, ruhigen Ernst:

„Ist es nur der Wunsch des Onkels, der aus dir spricht?“

„Nein, Ete,“ und eine leise Röte stieg in sein Antlitz, „ich wüßte auch mir keine bessere — und liebere Lösung.“

Sie holte hörbar Atem. Wie eine dunkle Wolke senkte es sich auf ihre Stirn. Schmerzlich zuckte es um die Mundwinkel. Doch nun zeigten ihre Züge wieder die gewohnte Klarheit.

„Eberhard, ich will rücksichtslos zu dir sprechen. Ich glaube, überdrängliche Worte sind hier beiderseits nicht

am Platz. Ich erwarte sie nicht von dir, aber tu du ein Gleiches. Ich nehme an, du schätest mich, ich bin dir sympathisch als Mensch, und du hast Vertrauen zu mir. Das gleiche kann ich dir von mir versichern, aber mehr — versieh mich recht, Eberhard —, mehr kann ich dir nicht geben. Weder jetzt, noch später.“

„Ich danke dir für deine Offenheit, Ete.“ Langsam trat er näher zu ihr heran. „Ich habe nicht mehr erwartet. Aber sollte das nicht auch hinreichen, um sein Leben darauf aufzubauen? Ich habe manche Liebesheirat gesehen, bei meinen Kameraden — es wurden meist recht unglückliche Ehen. Dagegen kann aus Achtung und Vertrauen allmählich vielleicht doch noch Schöneres ausfließen —“

„Noch einmal: Rechne nicht damit!“

„Ich tu' es auch nicht, Ete. Was du mir geben kannst und willst, es soll mir genug sein. Ich werde es stets mit Dank, mit Stolz empfinden, was es bedeutet, wenn eine Frau wie du mir ihr Leben anvertraut.“

So ernst und ritterlich sagte er es, und seine Augen blieten sie dabei an, klar bis zum Grunde. Da streckte sie ihm die Rechte entgegen. Er nahm sie und führte sie an seine Lippen. Aber als er dann seinen Mund auch ihrem Antlitz näherte, überließ sie ein Zittern. Mit einer leisen Wendung bot sie ihm statt ihrer Lippen die Stirn dar. So empfing Ete den Kuß, mit dem sie sich Eberhard von Selbach zu eigen gelobte.

*

Das große Projekt Bertschs war nun wirklich gesichert. Der Zusammenschluß aller Interessenten nicht nur im Rauchen Grund, sondern selbst weit draußen im platten Land war erfolgt zu einer Talperrrenbaugesellschaft. Die Finanzierung erfolgte unter Führung der Landesbank. Als Vertreter des wesentlich mitbeteiligten Werks Christiansglia hatte Bertsch den Vorsitz im Vorstand der neuen Gesellschaft. Und bald ging es von den Konferenzen im Beratungszimmer der Bank über zur Tat.

Drunten im Rauchen Grund, wo sich der Fluß seinen Ausgang zur Ebene erzwangte, leckte es ein. Ein gewaltiges Graben, bei Tag und Nacht. Galt es doch, dem Fluß dort ein neues Bett zu schaffen, ihn abzuleiten für die Zeit des Sperrenbaues. Und am gleichen Tage begann es auch auf beiden Talseiten droben in den Bergen. Der Wald fiel, das nackte Gebirge bot seinen Leib schutzlos den Angreifern dar, die ihn aufrissen in riesigen Steinbrüchen, um das Material zu gewinnen für den Bau drunten an der Sperre.

Abermals stutete jetzt eine fremde Menschenwelle in das stille Waldtal und schwenkte hier allerlei Völkerabhub an. Von fern her, von jenseits der Alpen und aus den Donauländern, ja selbst aus den Gebirgen des Balkans kamen wetterbraune, landverjahrene Gesellen, die ihr Schicksal herumtrieb in der Welt, überall dahin, wo man Straßen, Bahnen oder Kanäle baute. Mit Stämmen und Mistrauen hörten die vom Rauchen Grund das Randerwelsch all der fremden Zungen in ihren stillen Dorfgassen.

(Fortsetzung folgt.)

Margit.

Von Annette Langer.

Als Margit mit dem Dienstmädchen nach Hause ging, dachte sie, jeder müsse es ihr anmerken, wie glücklich sie war. Sie, die nie den Mut fand, mit einer ihrer kleinen, lebhaften Schulkameradinnen zu sprechen und deshalb auch von ihnen immer links liegen gelassen wurde, die nur deshalb in die Kindergesellschaft gegangen war, weil Mama darauf bestand, hatte nun eine Freundin. Ihre Füße tanzten wie von selbst über den schlüpfrigen, schneebedeckten Boden, und sie hätte am liebsten jeder Schneeflocke, die sich did und schwerfällig aus dem Tanz ihrer Schwestern löste, um schwanke zur Erde zu sinken, ihre glühenden Wangen zärtlich entgegengestreckt, damit sie da zerginge. Ach, wie angenehm das kühle Raß sich anfahlte, wenn man so heiß und so glücklich war. Zwinkernd sah sie in die Höhe, wo aus gleichförmig weißlich-grauer Decke immer neue Floden lautlos in dichtestem Gewimmel heruntertaumelten. Sie war tief erregt, ganz aus dem Gleichgewicht gebracht und konnte es gar nicht erwarten, nach Hause zu kommen. Vor lauter Ungebuld begann sie die Laternen bis ans Ende der Straße zu zählen. Erst warfen sie ganz große, gelbliche Lichtflecke in die weiße Dämmerung, aber je weiter Margits Augen ihnen folgten, desto kleiner wurde der helle Kreis, bis man nichts mehr als eine Linie leuchtender Punkte sehen konnte.

Mama würde so froh sein, Mama, die sich immer ärgerte, weil sie stets so still und allein war und nie ins Wohnzimmer kommen wollte, wenn Besuch da war. Aber Margit liebte Mamas Besuche nicht, ganz abgesehen davon, daß sie eine tödliche Angst vor fremden Menschen hatte. Mit den Kindern der Hausleute zu spielen, war nicht schwer. Doch das erlaubte Mama wieder nicht. Es war nicht sein, wie sie sagte. Dagegen fühlte sich Margit ganz gelähmt, wenn irgend eine „feine“ Dame ein paar gönnerhaft aufmunternde Worte an das „merkwürdige Kind“ richtete und dabei im ganzen Zimmer herumguckte, oder ihr mit der feinstbekleideten Hand oberflächlich über die Haare strich. Dann hatte sie auch gefunden, daß die Eltern immer viel mehr Streit miteinander hatten, wenn Mama viele solche Besuche gehabt hatte. Und das Streiten zwischen Papa und Mama tat so weh. O, wenn sie nur wüßten, wie weh es tat. Aber da sie nicht sprach, so konnten sie es wohl nicht wissen, und sie selbst schien nur böse zu sein, doch keinen Schmerz dabei zu fühlen, wenn sie einander etwas antat. Mamas schönes Gesicht wurde dann ganz häßlich und Papa sah zum Fürchten aus, wenn er mit der Faust aufschlug. Dann schlich sich Margit mit schwer klopfendem Herzen hinaus, nahm ihre geliebte Puppe auf den Schoß und drückte sie so zärtlich an sich, wie sie sich dunkel sehnte, von ihren Eltern aus Herz gedrückt zu werden. Und wenn die lahme Julie da war, die zweimal in der Woche kam, um zu nähen und zu flicken, dann ging sie zu der. Sie sah dann mit der Puppe im Arm am Fenstertritt, während die lahme Julie stink die Nadel durch die Leinwand zog, dabei über ihre große Hornbrille hinweg auf die Arbeit sah und mit ihrem zahlosen Mund Margit die schönsten Geschichten erzählte. Die lahme Julie war sehr fromm und alle ihre Geschichten stammten aus der Bibel. Margits Herz schwoll immer vor Mitleid mit den neuen Märtyrern. Am schönsten aber war die Geschichte von unserem Herrn Jesu Christ, der sich ans Kreuz schlagen ließ, um die Menschen zu erlösen. Julie erzählte seinen Leidensweg mit allen fürchterlichen Einzelheiten, und Margit sah dann wohl ihre eigenen kleinen Hände an und wunderte sich, ob das wohl sehr weh tun mochte, wenn man da einen Nagel durchtrieb. In Gedanken lehrte sie immer wieder zu diesen Dingen zurück, weil ihr die Demut, die lächelnd die leidvollen Gebote des Herrn an sich nahm, ohne daß sie das wie oder warum begriff, eine eigene, tiefinnere Glückseligkeit mitteilte. Ueber diesen Erzählungen mit der Puppe im Arm vergaß sie, daß in einem andern Zimmer Papa und Mama sich häßliche Worte sagten, Worte, deren Sinn sie nicht verstand, die aber so ins Herz schnitten.

Mama kimmerte sich nicht darum, was die lahme Julie Margit erzählte, aber wenn sie die beiden beisammen sah, rief sie Margit immer weg, weil es sich nicht schickte, sich mit Dienstboten zu unterhalten. Das konnte Margit nicht verstehen, trotzdem sie es sonst immer innen fühlte, wie sie Unrecht getan hatte. So folgte sie eben, ohne zu verstehen. Am liebsten hätte sie alles auf dieser Welt mit Liebe umfaßt, wenn sie nur nicht so oft geahnt hätte, daß die meisten Menschen ihre Liebe nicht wollten oder nicht brauchten. Dann zog sie sich ganz in sich selbst zurück und schämte sich. Papa und Mama aber, die brauchten sie, wenn sie selbst es auch nicht so recht merkten. Die wußten oft beide nicht, was man tun mußte, um gut zueinander zu sein. Und Margit, die für nichts ein so gutes Gedächtnis hatte, wie für das, was andere gern mochten oder nicht, trachtete in ihrer Weise immer, die Lücke auszufüllen. Wenn Mama fragte, was man morgen kochen sollte, dann nannte Margit unweigerlich Pappas Lieblingspfeife und lehnte die guten Dinge ab, die sie selber gerne aß, aus denen Papa sich aber nichts machte. Sie wußte, daß Pappas Unordnung nicht leiden konnte, und wenn sie aus der Schule kam und nicht alles bereit fand, weil Mama, die sich um Pappas Wünsche gar nicht kümmerte, die Haushaltungsarbeiten anders eingeteilt hatte, dann fing sie stillschweigend selber an, mit ihren kleinen ungeschickten Händen alles zurechtzustellen. Mama sagte dann wohl: „Es ist doch komisch, was für eine Passion für das Wirtschaften Margit hat.“ Aber Margit hatte nicht die geringste Passion für das Wirtschaften; sie sah nur, wie Mama sich gar nicht darum kümmerte, daß alles hübsch in Ordnung war, wenn Papa nach Hause kam, und daß Papa sich dann nicht behaglich fühlte. So mußte sie das Nötige wohl selber tun. Sie fühlte die Last des Unfriedens, die auf dem Hause lag, so schwer, daß sie alles tat, um sie zumildern. Aus ihrem ahnungsvollen Gefühl heraus, daß sie nicht auch noch dazu beitragen dürfe, Mißstimmung zu erzeugen, versuchte sie oft, sich unsichtbar zu machen, um nichts zu hören. Wie andere lustige, wilde Kinder, die mit fröhlichem Lärm das Haus füllen, war sie nie. Unmerklich, ohne daß einer in ihrer Umgebung sich Rechenschaft davon gab, hatte sich das Verhältnis verschoben, und die Eltern waren Margits Sorgenkinder geworden.

Nun war sie endlich zu Hause. In aller Eile ließ sie sich vom Mädchen die schneeschweren Kleider abnehmen. Beim Eintreten hatte sie die Töne des Klaviers gehört und gedacht, daß Mama endlich wieder einmal Klavier spiele, und daß sie sehr gut aufgelegt sein müsse. Wie schön sich das traf. Aber als sie die Tür zum Wohnzimmer öffnete, sah Papa über seine Zeitung gebeugt da und hob nicht einmal den Kopf. Mama machte sie doch hereinkommen gehört haben. Aber auch sie rief sie nicht und antwortete nicht auf ihren Gruß. Keiner fragte sie, wie es ihr ergangen war,

und es war doch ihre erste Gesellschaft gewesen. Keiner der beiden erbitterten Menschen kümmerte sich um sie, fühlte ihre Gegenwart, oder ahnte, wie dieses Schweigen mit grauenerregender Nichtachtung alle Freude, allen Glanz aus dem kleinen Gesicht fortwuschte. Sie hatte sich lautlos auf ihren Stuhl geschoben und versuchte, schnell ein paar Bissen ihres Abendbrodes zu essen. Aber es würgte sie im Halse und sie sah dabei verstockt zu Papa hinüber oder ins Wohnzimmer hinein. Es war dunkel, nur die Kerzen am Klavier erhellten einen kleinen Ausschnitt. Sie bestaunte Mamas Gesicht, und Margit sah, daß trotzdem die Mama die Augen starr auf die Noten geheftet hielt, doch die Tränen über ihre Wangen rollten. Sie spielte ein Stück, das Margit gut kannte. Aber sie spielte es ganz ausdruckslos, und wenn sie die Seite durchgespielt hatte, fing sie ohne umzublickern, immer wieder von oben an. Sie schien gar nicht zu wissen, was sie spielte. Es war entsetzlich anzuhören. Margit hatte solche Angst, Papa würde es nicht aushalten. Als sie fertig war, alit sie schnell von ihrem Stuhl herab, küßte Papa und küßte Mamas kalte, nasse Wange. Papa brummte etwas Unverständliches und Mama nickte nur, ohne die Augen von den Noten zu wenden und spielte weiter. Dann bereitet Margit schnell ihre Schulsachen für den nächsten Tag vor, ließ sich vom Mädchen waschen, die Haare büchsen und flechten und zu Bett bringen. Das Licht wurde ausgelöscht, und sie lag allein im Dunkeln, sie lag eine Weile ganz still, bis die Tränen, die ihr bis dahin ganz dick in der Kehle gestekt hatten, sich langsam lösten und sie leise zu weinen begann. Wie glücklich war sie gewesen und nun konnte sie gar nicht begreifen, daß sie glücklich gewesen war. Nein, alles war ganz anders, wenn man wieder nach Hause kam. Papa und Mama waren von neuem böse und sahen sich nicht an. Am Nachmittag in ihrer Freude hatte sie es ganz vergessen, daß es so etwas gab. Und jetzt, da sie es so deutlich vor sich sah, konnte sie sich nicht mehr freuen. Wenn sie nur jemanden gehabt hätte, zu dem sie hätte gehen können, der lieb zu ihr war und ihr sagte, was sie nur tun konnte, um Papa und Mama begreiflich zu machen, wie schrecklich es war, wenn man sich nicht gern hatte. So schwer wie ein Stein lag ihr Herz in der Brust. Föhllich hörte sie, wie irgend etwas krachend zu Erde fiel und Pappas wutbebende Stimme schrie: „Zum Donnerwetter, wird denn das Gellimmer nie aufhören?“ Margit fuhr zitternd in die Höhe und ihre Tränen hörten auf einmal auf zu fließen. Sie fühlte sich ganz kalt werden und ihr Herz mit langsamen, dumpfen Schlägen bis in den Hals hinauf klopfen. So sah sie ganz still mit offenen, nassen Augen im Dunkeln und horchte. Papa und Mama schrien so laut auf einander ein, daß man nichts unterscheiden konnte. Manchmal trat eine kurze Pause ein, aber wenn Margit dachte, nun wären sie müde für heute und würden schlafen gehen, dann brach nach einigen Minuten immer wieder einer von beiden mit erneuter Wut los. Sie waren jetzt im Schlafzimmer, und Margit konnte alles hören, aber keiner von beiden dachte daran, jeder häßliche, hasserfüllte Hohn, aller Hohn, alle grausame Lust, einander tief, tief zu verwunden, Wort für Wort von beiden Seiten hämmerte auf sie ein. Sie verstand es nicht, aber sie fühlte es. Sie froh unter die Decke, um nichts mehr zu hören. Aber es half nichts. Sie konnte nicht einschlafen. Sie warf sich hin und her, um mit kleinen Geräuschen den Lärm, der aus dem Nebenzimmer drang, zu überhören. Auch das nützte nichts. Und nun sah sie wieder aufrecht in ihrem Bettchen, wacher als am Tage, und die hilflosen Gedanken kamen und gingen. Ihre Zähne schlugen leise aneinander, so froh sie in dem dünnen Nachthemden. Aber ihre Wangen glühten, und die Augen, fieberhaft groß, sahen starr in das Dunkel hinein. Weshalb war es nun wieder so gekommen? Weshalb nur? Und wie hatte sie sich nur freuen können, wenn Papa und Mama sich weh taten? War es immer so? Mußte immer irgend etwas sehr weh tun, nachdem man sich gefreut hatte? Aber sie hatte sich doch gefreut, und die Eltern machten sich kummern. Konnte man nicht auch das andere für sich allein haben, wenn man das eine gehabt hatte? Nachdem sie die Freude gehabt hatte, sollte doch der Kummer auch sie allein treffen. Aber vielleicht, wenn sie auf ihre Freude verzichtete, hörten die Eltern auf, sich weh zu tun? Ach ja, das wollte sie tun. Sie wollte Gott bitten, ihre Freude wegzunehmen und dafür die Eltern gut zu machen. Dann wollte sie immer glücklich sein, und nie etwas anderes verlangen.

Die Geschichten der lahmen Julie liefen ihr ein. Früher, wenn Gott böse gewesen war mit den Menschen, dann hatten sie ihm ihr Liebstes dargebracht und dann war der liebe Gott wieder gut geworden und hatte ihnen alles gegeben, wozum sie gebeten hatten. Jetzt wußte man nie mehr gewiß, ob man bekommen würde, was man sich wünschte. Vielleicht, wenn sie es so versuchte, konnte sie den Eltern helfen. Sie hatte sich zu sehr über ihre wunderbare neue Freundschaft gefreut, deshalb war das Schreckliche wieder gekommen. Aber, wenn sie nie mehr mit Annie sprechen oder spielen würde, so gern sie ihre Freundin auch hatte, dann würde der liebe Gott die Eltern sicher wieder gut machen. Annie würde wohl denken, Margit sei ein böses, falsches Ding, aber je weher das tun würde, umso glücklicher mußten ja die Eltern werden.

Sie faltete die Hände und sagte leise vor sich hin: „Lieber Gott, ich will auch immer tun, was du willst, und nie mehr mit Annie spielen. Ich brauche es wirklich nicht, mache nur Papa und Mama wieder gut. Lieber Gott, höre zu und sei gut zu mir.“ Sie sagte es mehrere Male hintereinander und legte sich dann

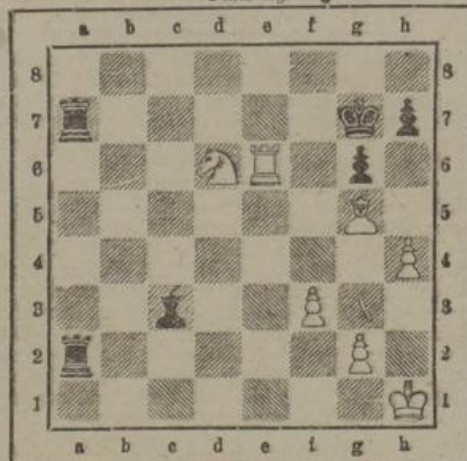
Büchertisch.

— Ernst Elias Niebergall, „Des Fürstlichen Heimlehrs oder Der tolle Hund“, Lustspiel in vier Aufzügen. In der Mundart der Darmstädter verfaßt von E. G. Streff. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von R. Noack. Darmstadt. 1815. A. Bergsträchers Hofbuchhandlung (W. Klein-schmidt). Preis M. —, 60. — Der 100. Geburtstag des Darmstädter großen Humoristen E. G. Niebergall war der Anlaß, daß seine Werke eine erhöhte Beachtung und Wertschätzung erfuhren. So wurde der „Datterich“ in der letzten Zeit in verschiedenen Ausgaben neu aufgelegt und erlebte in erfreulicher Weise Aufführungen in Darmstadt, im Großh. Volkstheater, wie in einer ganzen Reihe von anderen deutschen Städten. Das älteste Stück, „Der tolle Hund“, war dagegen nicht mehr neu zu erhalten. Es ist deshalb ein Verdienst von A. Bergsträchers Hofbuchhandlung (W. Klein-schmidt), dieses Gegenstück zur „Datterich“ in einer neuen, auf die Neuausgabe zurückzuführenden, von den Druckfehlern und Schäden früherer Ausgaben gereinigten Gestalt jedem Verehrer Niebergalls zugänglich gemacht zu haben.

— Vom „Völkerkrieg“ (herausgegeben von Dr. C. D. Baer, Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart) sind nunmehr die Hefte 51 und 52 erschienen, die an die Darstellung gewaltiger Ereignisse herangehen, nämlich der Kämpfe auf den russischen Kriegsschauplätzen von Ende Februar bis zur Wiedereroberung von Przemysl. Kommt dieses Stück Weltgeschichte würdiger eröffnet werden als mit dem Charakterbild Hindenburgs, mit ebensoviel Liebe als Ehrfurcht hingezeichnet? Die Aufgabe, aus einer Fülle knapper Tagesberichte heraus den Verlauf der Kriegshandlungen in einfachen, übersichtlichen Linien aufzustellen, sich wieder wohlgefallen, und mit Genuß sehen wir das, was sich Tag für Tag unter Unsicherheit und Spannung entwickelte, in planvollen Zusammenhängen vor uns, erkennen den Vorrang in Russland als ersten Schachzug in dem glänzend angelegten Wettkampf, dessen entscheidender Vorstoß unter dem Namen der Schlacht bei Tarnow-Gorka der Geschichte angehört. In der Erläuterung einzelner besonders interessanter Operationen sieht man staunend, wie die Arbeit der verschiedenen Abteilungen eines Heeres gleich dem Betriebe einer sinnreich gebauten Maschine zusammenwirkt. Unter den ausführlichsten Schilderungen, die der „Völkerkrieg“ nimmer den wichtigsten Vorgängen widmet, finden wir mehrere der klaren Berichte aus dem deutschen Hauptquartier, in denen manches kleine Meisterstück deutscher Führung und deutscher Kampfeslust mit seinem Befehlen erzählt ist, so die deutsche Gegenoffensive zum russischen Angriff aus Grodno und die Kämpfe des Generals v. Sismann bei Komno. In farbenreichen Bildern, entworfen unter dem frischen Eindruck des Erlebnisses, zeigen uns die Kämpfer die wilde Abwechslung des Krieges; da erzählt einer von den Mähälern auf grundlosen Moraststrahlen, ein anderer von einem Sturmangriff, wie nur ein deutsches Gemüt ihn erleben kann; stolze Briefe eines Reiters wissen von kühnen Streifzügen und manch blutigem Anprall zu sagen; der Brand von Szarule findet einen Meister für seine Beschreibung. Mit dieser Teilnahme liest man von der Ueber-raschung der Stadt Memel durch den russischen Einfall. Die meisten dieser Schilderungen, wie auch die sehr ausführlich dargestellte Einnahme von Utau sind durch schöne Bilder veranschaulicht; Uebersichtskärtchen sind überall zur Hand. — Jedes Heft kostet 30 Pfennig.

Schach-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer: Wal, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

getröset und voll Hoffnung hin und wartete, daß es ruhiger im Schlafzimmer werden würde. Aber so lange sie auch wartete, der Kampf ließ nicht nach, und immer schwächer wurde ihre beruhigende Gewissheit. Papa schrie und Mama schluchzte, und auf einmal sagte Papa ein so häßliches Wort, daß Margit zusammenzuckte, als hätte man sie geschlagen. Wie war das nur möglich? Sie hatte Gott doch versprochen, nie mehr mit Annie zu spielen und ihn gebeten, dafür die Eltern gut zu machen. Konnte er es dafür nicht tun? Was konnte sie ihm denn noch versprechen? In ihrer Angst suchte sie wiederum Hilfe bei den Geschichten der letzten Jahre. Wo sollte sie das Richtige finden, wenn nicht bei den Heiligen? Die Namen hatte sie alle wieder vergessen, aber die Geschichtchen kannte sie ganz genau. Aber eine dieser Erzählungen nach der anderen trug sie durch, ohne etwas zu finden, was ihr zeigte, was sie tun sollte. Bis sie sich ganz betäubt vor Schreck an den alten Mann erinnerte, von dem Gott verlangt hatte, er solle ihm sein eigenes Kind darbringen. Wenn der das willig hatte tun wollen, und nicht einmal um etwas anderes dafür gebeten hatte, dann mußte sie es auch tun. Denn das sah sie deutlich, von selbst wollte der liebe Gott die Eltern nicht wieder gut machen.

Und bitterlich weinend, stand sie aus ihrem Bette auf und ging mit nackten Füßen in die Erde, wo ihre geliebte Puppe lag. Sie drückte sie leidenschaftlich an sich und küßte ihre leise armselige Liebesworte zu, weil sie nie andere gehört hatte. „Du darfst nicht böse sein, ich muß es ja für Mama und Papa tun.“ „Du weißt ja, ich habe Dich so hochbar lieb.“ „Ich werde Dich nie vergessen, nie, nie — und es wird Dir auch nicht sehr weh tun.“ Und dann die Puppe in ihren Armen sanft wiegend, dachte sie nach, wie sie es eigentlich tun sollte. Zündhölzchen zum Verbrennen hatte sie nicht. Zertrümmert würde einen solchen Lärm machen, daß alle es hören und hereinkommen würden. Und dann würden sie fragen, was ihr denn einfiel, die teure Puppe zu zerbrechen, und sie konnte doch nicht sagen, warum. Da mußte sie sich ja in den Tod schämen, und es war ja auch etwas, was nur Gott und sie allein wissen durften. Dann fiel ihr ein, sie würde ihr Kind zum Fenster hinauswerfen, das war wohl das Beste. Der Schnee mußte jetzt ganz hoch liegen, und da würde es sich nicht so weh tun. Täufend fand sie einen Stuhl und trug ihn leise an's Fenster. Auf dem Sessel stehend, hielt sie mit der einen Hand die Puppe fest an sich gedrückt, mit der anderen öffnete sie behutsam das Fenster, zog mühsam das Rouleau hoch und öffnete den äußeren Flügel. Ein kalte Luft schlug ihr entgegen und drang durch das dünne Hemdchen. Lautlos, friedlich und dicht fiel die Schneeflocke noch immer herab, die weiße Decke, die auf der Erde und auf allen Vorsprüngen lag, milderte das hegenlose Dunkel zu einem ungewissen Jucklicht. Die kleine weiße Gestalt am Fenster wartete und sah nichts davon. Wehend vor Kälte stand sie auf dem Stuhle, während der Luftzug ihr Hemdchen ins Zimmer zurückwehen wollte.

Heimlich hatte sie gehofft, der liebe Gott würde irgend etwas senden, um ihr Kind zu erhalten, wie er es damals dem alten Mann gesandt hatte. Aber es kam nichts und mit einem harten, kostbaren Schlagen, das ihr aus der Kehle drang, warf sie ihr Kind endlich hinab. Bitternd horchte sie hinunter, aber sie hörte keinen Ton. Es war wohl weidlich gefallen. Dann kletterte sie langsam und todmüde vom Sessel herab. In die Mählichkeit, daß nun nicht alles gut geworden sei, dachte sie gar nicht, aber sie konnte sich auch nicht freuen. In halber Bewußtlosigkeit, die ihre Glieder lähmte und ihre Einbildungskraft merkwürdig in die Irre führte, schlich sie frohbedeutend zu ihrem Bettchen zurück.

Aber in dem Augenblick, da ihr Köpchen sich schon halb im Schlaf zur Seite neigte, wurde sie durch einen durchdringenden Schrei Mamas wieder geweckt. Mählig rief sie die Augen auf. Das hatte sie doch nur geträumt, das konnte doch nicht wahr sein. Hatte sie nicht dem lieben Gott alles, alles gegeben, was sie hatte? Was konnte sie ihm denn noch geben? Aber vielleicht war das nicht das Rechte gewesen? Was konnte aber das Rechte sein? Wer hätte noch mehr gegeben, als der alte Mann? Ja, da war einer, unser Herr Jesu Christ. Der hatte um der andern willen sein eigenes Leben hingegeben. Aber das konnte der liebe Gott doch nicht haben wollen, daß sie starb, um ihre Eltern zu erlösen? Sie wurde ganz dünn vor Angst bei dem Gedanken. Doch die leidenschaftlichen, wilden Stimmen nebenan rissen an ihr. Sie lebte und zitterte, aber Schritt für Schritt kam sie dem Stuhle am Fenster näher. Es war, als wäre der Gedanke nicht mehr in ihr, sondern irgend etwas Allmächtiges außer ihr, das sie zum Fenster zerrte. Sie wollte schreien vor Schreck, vor tödlicher Furcht, aber sie stimmerte nur kleine, klägliche Jammerlaute, die die beiden Menschen drin nicht hörten, und hob ihnen zwei schwache Arme entgegen, die sie nicht sahen. Da drin lobte noch immer der rasende Daß und wühlte sich gegenseitig giftige Wunden ins Gemüt. Halb bestimmungsgelöst stand sie wieder auf dem Stuhl. Noch lauschte sie zurück. Dann stand ein Fuß auf dem kalten, nassen Schnee, der den Fensterrahmen bedeckte. Sie schrak zusammen, aber das vernahmte nur den Todessehner und brachte sie nicht mehr zur Besinnung in die Wirklichkeit zurück. Der zweite kleine nackte Fuß folgte. Und während nebenan die zwei Menschen in süßloser blinder Wut auf einander einbrangen, sank hier ein kleiner, weißer Körper verlassen und willenlos in die Tiefe hinab.